

Volker Wortmann

Ein Fest für Leonore

Eine Weihnachtsgeschichte



adeo

Gleich am ersten Morgen lernte ich sie kennen.

Es war 4 Uhr 48 und es klingelte an der Tür. Die Uhrzeit weiß ich genau, denn ich hatte die ganze Nacht kaum geschlafen. Als um vier auch noch die Morgensonne durchs nackte Fenster in mein Zimmer knallte, war es endgültig vorbei. Ich hatte auf den Radiowecker gestarrt, und dann, genau in dem Moment, in dem die Minutenanzeige von 47 auf 48 sprang, hatte es geklingelt.

An einem normalen Tag hätte ich es klingeln lassen, aber was war an diesem Morgen schon normal? Es war die erste Nacht in der neuen Stadt. In der neuen Wohnung roch es nach Farbe und in meinem Zimmer stapelten sich Umzugskartons.

Und das Schlimmste: Ich war ohne Eduard.

Irgendwann in dem ganzen Trubel war er einfach weg. Nun lag ich in meinem Bett und er war irgendwo tief vergraben in diesem Turm graubrauner Pappkisten. Das muss man sich mal vorstellen: Ich hatte gebettelt und gefleht und es hatte sich trotzdem niemand erweichen lassen. Niemand wollte nach ihm suchen. Das Einzige, was ich bekam, war ein müdes Lächeln – und einen klugen Spruch von Papa, dass ich nämlich schon ein großes Mädchen sei und es vielleicht auch mal eine Nacht ohne mein Stofftierzebra aushalten würde.

Von wegen!

Ohne Eduard fühlte sich mein neues Zimmer so heimelig an wie ein Aldiparkplatz am Sonntagnachmittag im Februar.

Es klingelte noch einmal und ich sprang aus dem Bett. Auf dem Weg durch den Flur stolperte ich über einen Stapel leerer Umzugskartons, die gestern Abend garantiert noch nicht da gewesen waren.

Ich machte die Tür auf und dann stand sie vor mir: eine kleine, schlanke Frau mit kurzem, silbergrau schimmerndem Haar. Sie lächelte mich an und das Lächeln schob Falten in ihr Gesicht.

„Guten Morgen“, sagte sie. „Ich bin Leonore. Ich wohne ein Stockwerk tiefer, direkt unter euch. Könnte ich vielleicht mal deinen Papa sprechen?“

Die Frau vor mir hatte sich richtig herausgeputzt. Sie sah aus wie eine total verschickerte Edeloma, als würde sie gleich ins Theater wollen.

„Es tut mir ja wirklich leid, dass ich so früh stören muss“, sagte die Edeloma. Ich sagte nichts. Ich starrte sie nur an und fragte mich, wie man so früh morgens nur schon so gut aussehen konnte. „Es ist dringend. Und ich hab nicht allzu viel Zeit. Unten wartet nämlich das Taxi auf mich!“

Ich nickte und ging zurück in die Wohnung, um Papa zu wecken, der mir allerdings schon aus dem Schlafzimmer entgegengeschlurft kam. Er sah ganz und gar nicht aus wie ein Edelpapa.

„Was gibt’s denn?“, brummte er. Seine Stimme war noch ganz trocken vom Schlaf.

Leonore entschuldigte sich tausendmal, dass sie geklingelt und uns so früh aus dem Bett geworfen habe. Ich glaube, das alles war ihr wirklich ziemlich peinlich. Mir war es peinlich, dass Papa aussah wie ein total verwuselter Staubwedel im Bademantel.

„Wissen Sie“, sagte sie, nachdem sie sich zu Ende entschuldigt hatte, „ich glaube, bei Ihnen ist etwas nicht ganz dicht!“

„Hä?“, knurrte Papa.

„Ja, bei mir tropft es. Und deshalb dachte ich, dass bei Ihnen vielleicht etwas nicht ganz dicht ist.“

„Hä?“, knurrte Papa noch einmal.

Leonore lächelte.

„In meiner Toilette tropft es von der Decke runter“, erklärte sie. „Da ist alles nass! Ich hab es zwar aufgewischt, aber es tropft ja immer weiter. Wenn ich nicht gerade heute verreisen würde, würde ich einfach einen Eimer drunterstellen und Sie schlafen lassen. Aber ich bin jetzt sechs Wochen nicht da, und wenn es sechs Wochen lang von der Decke tropft, dann steht die ganze Wohnung unter Wasser. Ich dachte nur, wo Sie doch gerade neu eingezogen sind. Vielleicht haben Sie ja etwas nicht richtig angeschlossen ...“

So langsam dämmerte es mir! Schon gestern Abend hatte ich so ein komisches Gefühl gehabt. Mama hatte Papa die Werkzeugkiste in die Hand gedrückt und Papa hatte sie mit ins Badezimmer genommen, aber er hatte gar nicht geflucht, wie sonst immer. Er hatte nicht einmal schlechte Laune gekriegt. Nach einer Weile war er einfach durch die Wohnung stolziert, hatte vor sich hin gepfiffen und schließlich gefragt, ob er uns zum Essen einladen dürfe.

„Was ist mit der Waschmaschine, Schatz?“, hatte Mama zurückgefragt, während Papa gut gelaunt im Türrahmen zur Küche stand und Mama dabei zuschaute, wie sie die Löcher für die Gardinenstange bohrte. Schatz nannte sie ihn immer nur, wenn irgendetwas nicht stimmte.

„Alles erledigt“, hatte er gesagt. „Die erste Maschine läuft schon! Weiße Wäsche, sechzig Grad!“

Dann hat mich Mama angeschaut und ich hab Mama ebenfalls angeschaut. Wir verstanden die Welt nicht mehr, denn in der Welt, wie wir sie kannten, hatte Papa so viel Talent zum Waschmaschineanschießen wie ein Schaf zum Eierlegen.

„Na ja, vielleicht hat er ja ganz neue Seiten an sich entdeckt?!“, sagte Mama und zuckte mit den Schultern.

Dann sind wir Pizza essen gegangen.

Ich glaube, Papa dämmerte es mittlerweile auch. Sein Gesicht war mit einem Mal ganz blass. „Ich sehe mir das mal an“, sagte er.

Wir gingen ein Stockwerk tiefer in die Wohnung unter uns. Ich ging auch mit, denn ich war noch nie so früh morgens bei fremden Leuten in der Wohnung, und das wollte ich mir nicht entgehen lassen.

Leonores Wohnung hatte die gleiche Größe wie unsere: drei Zimmer, Küche, Bad. Allerdings sah sie ganz anders aus, ein bisschen wie Leonore: elegant und super aufgeräumt. Nirgendwo lag etwas rum, nicht einmal auf dem Tisch. Ihr Badezimmer allerdings war der Hammer: Auf dem Boden lag ein rosa Plüschfrotteeteppich. Auch der Klodeckel war mit rosa Plüschfrottee bezogen. Genau genommen war in diesem Badezimmer alles in Rosa: die Fliesen an den Wänden, die Tapete, das Waschbecken, der Duschvorhang, die Handtücher. Selbst das Klopapier war rosa. Nur über dem Waschbecken hing ein Spiegel mit einem breit geschwungenen Goldrahmen und unter der Decke war ein riesiger, grauer Wasserfleck, von dem es auf den rosa Plüschfrotteeteppich tropfte.

Platsch!

Der Fleck war genau da, wo ein Stockwerk drüber unsere Waschmaschine stand.

„Ich bring das in Ordnung!“, sagte Papa hastig. „Und dann bringe ich auch Ihr Badezimmer in Ordnung. Ich werde hier alles neu tapezieren und streichen!“

„Mir würde es reichen, wenn erst einmal kein Wasser mehr tropft“, gab Leonore lächelnd zurück. „Dann könnte ich beruhigt losfahren. Wenn ich wieder da bin, besprechen wir alles Weitere.“

Nun fing Papa an, sich tausendmal zu entschuldigen. Dann verschwand er nach oben. Mich ließ er hier einfach stehen. Und weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, schaute ich zum Wasserfleck hinauf und wartete darauf, dass es aufhörte zu tropfen.

Leonore stand hinter mir.

„Blonde Haare und braune Augen“, sagte sie. „Ich kannte mal ein Mädchen, das sah genauso aus wie du!“

Ich stellte mich auf meine Zehenspitzen und schaute in den Spiegel über dem Waschbecken. Ich sah dunkle Ränder unter den braunen Augen. Das blonde Haar war total zerzaust. Es sah fast so schlimm aus wie bei Papa.

„Wo verreisen Sie denn hin?“, fragte ich.

„Ich fliege nach Amerika!“, sagte sie. „Meine Kinder besuchen. Zuerst Ellen. Sie ist die Älteste und wohnt in Texas. Walter in Kalifornien. Ich besuche sie jedes Jahr. Dann hab ich noch eine Tochter in Zürich. Die besuche ich im Herbst.“

Sie schaute auf ihre Armbanduhr.

„Oh mein Gott. Ich muss zu meinem Taxi, sonst verpasse ich noch den Flieger!“

Sie schob mich aus der Wohnung, nahm ihren Koffer und zog die Tür hinter sich zu.

„Wenn ich wieder da bin, kommst du mich besuchen, ja?“

Ich nickte und Leonore ging die Treppe hinunter. Nach ein paar Stufen blieb sie noch einmal stehen und schaute zu mir hinauf.

„Meine Güte“, sagte sie, „bei der ganzen Aufregung hab ich doch tatsächlich vergessen, dich zu fragen, wie du heißt!“

„Ich heiße Birke“, sagte ich. „Und ich werd bald dreizehn Jahre alt.“ Na ja, eigentlich dauert es noch fast ein dreiviertel Jahr, bis ich dreizehn werde. Aber Birke, so heiße ich wirklich. Genau wie der Baum.

„Was für ein schöner Name!“, sagte Leonore. Sie winkte mir noch einmal zu und ging dann eilends die Treppe hinunter, dem Taxi entgegen.

Ich schaute ihr nach, bis ich die Haustür zufallen hörte. Leonore ist aber auch ein schöner Name, dachte ich.



„Sie hätte den Wohnungsschlüssel dalassen sollen“, sagte Papa, der hinter der Waschmaschine lag und mit Rohrzange und hochrotem Kopf versuchte, den tropfenden Wasseranschluss wieder dicht zu kriegen. Mama stand im Türrahmen. Sie hielt einen Becher Kaffee in der Hand und schaute ihm zu. „Warum sollte sie das tun? Wildfremden Leuten einfach deinen Wohnungsschlüssel dalassen?“

„Na ja, so wildfremd nun auch nicht mehr ... Immerhin stand ich schon mit Bademantel in ihrer Wohnung. Und es gibt, weiß Gott, nicht viele Frauen, die diesen Anblick genießen durften!“

„Ist sie denn nett?“

„Total“, sagte ich.

Papa fluchte. Er war mit der Zange abgerutscht und hatte sich die Hand angeratscht. „Mist, ich brauch’ n Pflaster“, knurrte er.

Mama zwinkerte mir zu und ich zwinkerte zurück: Das war Papa, wie wir ihn kannten. Jetzt hatte alles wieder seine Ordnung.

Es ist ja nicht so, dass Papa gar nichts kann. Eigentlich kann er sogar ziemlich viel, Zeichnen zum Beispiel. Er zeichnet Comics, und es gibt niemanden auf der ganzen Welt, der das so gut kann wie er. Allerdings gibt es außer Mama und mir auch niemanden, der das schon mitgekriegt hätte. Ansonsten hätten wir nämlich gar nicht erst umziehen müssen. Jetzt zeichnet er nicht mehr, sondern arbeitet als Grafiker in einem Werbebüro. Die Stelle hat ihm ein alter Musikerfreund vermittelt, der auch Grafiker ist. Das kann Papa übrigens auch: Musik machen. Er spielt Klarinette, und wenn er die spielt, dann zerfließe ich wie Butter in der Sonne.

„Ich mach mal Frühstück“, sagte Mama, die offensichtlich keine Lust mehr hatte, Papa noch länger zuzuschauen. Mir ging es ähnlich. Ich verschwand in mein Zimmer und zog mich an.

Als Mama uns zum Frühstück rief, war Papa noch immer im Badezimmer. Er stand neben der Waschmaschine und starrte auf den Wasseranschluss.

„Und?“, fragte ich.

Papa zuckte mit den Achseln. „Ich hab das Gefühl, dass es immer dann tropft, wenn ich gerade nicht hinschaue.“

„Du könntest doch ein Handtuch hinlegen. Wenn’s trocken bleibt, dann tropft es auch nicht mehr.“

Dann schaute Papa mich an, als hätte ich ihm gerade das Periodensystem der Elemente erklärt. Na ja, in praktischen Dingen braucht er halt ein wenig Hilfe.

Nach dem Frühstück gingen wir in die Stadt. Papa hatte noch einen freien Tag, und den wollten wir nutzen, um die neue Umgebung zu erkunden. Was das Erkunden von Umgebungen angeht, hatten Mama und Papa so ihr eigenes System: Wir mussten mit dem Stadtbus durch die Stadt fahren, und zwar nicht nur mit einem, sondern gleich mit allen. Und zwar von der ersten Linie bis zur letzten, immer die ganze Strecke. Anfangs war es ja noch ganz nett, aber nach zwei Stunden wurde es mir langweilig.

„So kommt man wenigstens überall hin“, meinte Papa, „auch dahin, wo man sonst nie hinkommt.“

Ich finde, dass es da, wo man sonst nie hinkommt, immer gleich aussieht: Entweder man fährt ewig lange durch irgendwelche Neubaugebiete, oder man fährt ewig lange durch irgendwelche Industriegebiete. Ich war nur froh, dass wir mitten in der Stadt wohnten.

Nach drei Stunden landeten wir endlich wieder am Neuen Markt. Das war ein Platz ganz in der Nähe von unserer Wohnung. Wir stiegen aus und Papa und Mama setzten sich in ein Straßencafé. Weil ich keine Lust hatte, schon wieder zu sitzen, ließ ich mir ein Eis in der Waffel geben. Ich schlenderte ein wenig an den Häusern entlang und ging zu dem Brunnen, der mitten auf dem Platz stand. Um den Brunnen herum war eine Balustrade, auf die ich mich setzen konnte. Ich ließ die Beine baumeln und schleckte mein Eis, während mir die Sonne auf den Pelz brannte.

Eigentlich eine Schande, dachte ich, denn um den Brunnen herum waren lauter Parkplätze und auf den Parkplätzen standen lauter Autos und hinter den Autos waren die Geschäfte und Straßencafés. Ohne Autos wäre alles viel schöner. Das fand Mama übrigens auch und deshalb hatten wir keins.

Als die beiden ihren Cappuccino ausgetrunken und bezahlt hatten, kamen sie zu mir herüberspaziert.

„Wir gehen“, sagte Mama. „Zu Hause warten noch die ganzen Umzugskartons! Kommst du mit?“

Ich schüttelte den Kopf.

„In einer halben Stunde aber kommst du nach, ja?“

„Findest du überhaupt allein den Weg?“, fragte Papa.

„Ich kann ja den Bus nehmen!“, sagte ich. Ich wollte einen Witz machen, aber der ging glatt in die Hose.

„So ein Quatsch!“, sagte Papa im vollen Ernst. „Du musst nur hier vorne in den Martinsweg und von da aus in die Osterstraße ...“

„Ja, ja!“ Natürlich kannte ich den Weg. Gegenüber vom Platz stand eine große Kirche, man musste nur über die Straße gehen. Direkt neben der Kirche war der Martinsweg. Den ging man ungefähr zweihundert Meter und dann kam man in die Osterstraße. In der Osterstraße 44 wohnten wir, im zweiten Obergeschoss.

Während Papa und Mama nach Hause gingen, blieb ich noch ein wenig am Brunnen. Ich saß einfach so da und machte die Augen zu.

Mal abgesehen von den Autos, die auf der Suche nach einem Parkplatz andauernd um den Brunnen herumkurvten, gefiel es

mir hier eigentlich ganz gut. Und wenn gerade mal kein Auto fuhr, war es sogar richtig still und man konnte die Vögel hören, die in den Bäumen rund um den Platz saßen und mit mir das schöne Wetter genossen. Ein leichter Wind wehte mir um die Nase und er wehte auch noch andere Geräusche herbei. Es klang, als wenn von irgendwoher Musik zu hören wäre. Dann aber schnarrte wieder direkt vor meiner Nase ein Auto über das Kopfsteinpflaster und die Musik war fort.

Ich wartete, bis es wieder still wurde. Ich hörte das Geschnatter und Geschirrgeklapper aus dem Straßencafé. Aus irgendeinem Fenster rief jemand nach unten. Jemand anderes rief zurück. Ein Junge lachte laut auf und dann wieder ein leichter Wind und diese Musik. Ich hatte die Augen noch geschlossen. Die Musik war nur ganz leise zu hören. Es war eher wie eine Wolke aus Musik, die mit dem Wind über den Platz segelte und ihre Klänge an mir vorbeistreichen ließ.

Das nächste Auto fuhr mit offenen Fenstern und voll aufgedrehter Anlage an mir vorbei. Bumm bumm bumm ..., dröhnten die Bässe über den Platz und ich öffnete die Augen.

Ich stand auf und versuchte herauszufinden, woher die Musik gekommen war. Oder hatte ich mir das nur eingebildet?

Ich schaute mich um.

Zwei Stockwerke über dem Café sah ich eine Frau im Fenster, die auf ein Kissen gelehnt das Treiben auf dem Neuen Markt beobachtete. Ich winkte ihr zu und sie winkte zurück. Die Frau vor dem Blumenladen goss noch einmal frisches Wasser in die Eimer mit den Schnittblumen. Der Türke von der Änderungsschneiderei saß vor seinem Laden, rauchte und las Zeitung.

Die Musik hatte von überall her kommen können.

Ich schlenderte über den Platz zur großen Straße rüber. Am Zebrastreifen angekommen, fuhr ein Bus direkt an meiner Nase vorbei und zog schwarz stinkende Auspuffgase hinter sich her. Und dann, als der Bus vorbeigefahren war, war sie wieder da. Ich hörte die Musik, diesmal ganz deutlich, und sah auf der anderen Straßenseite die Kirche am Martinsweg. Die große Tür am Eingang stand sperrangelweit offen.

Daher also!

Ich ging rüber, sprang die Stufen zum Eingang hoch und lugte ein wenig hinein. Aber es war viel zu dunkel, um etwas zu erkennen. Reingehen wollte ich auch nicht. Ich hatte ja keine Ahnung, ob man das darf, einfach so reingehen. Aber das musste ich auch nicht, denn die Tür stand offen, und die Musik war auch hier ganz gut zu hören. Ich setzte mich auf die Stufen vor der Kirche und lauschte. Es war eindeutig ein Chor, der da sang, nur dass das, was der Chor in der Kirche sang, überhaupt nichts mit dem zu tun hatte, was wir manchmal im Musikunterricht in der Schule singen mussten. Das hier klang ein wenig wie Filmmusik, so wie im Kino, wenn Robin Hood auf seinem Schimmel Lady Marian entgegenreitet oder Kapitän Jack Sparrow auf seiner Black Pearl in den Sonnenuntergang segelt – so ähnlich, aber irgendwie auch ganz anders.

Ich weiß nicht, wie lange ich dagesessen und gelauscht hatte. Irgendwann spürte ich, wie ein Regentropfen meine Wange streifte. Ich schaute nach oben und sah eine dunkle Wolke vor der Sonne stehen. Dann ein zweiter Tropfen, der gleich neben meiner Hand auf die Treppenstufen fiel und auf dem Stein

einen dunklen Flecken hinterließ. Schließlich tauchten immer mehr kleine dunkle Flecken auf und malten ein nasses Muster auf den Stein. Ich blieb einfach sitzen und schaute den Tropfen zu, wie sie zur Musik auf die Stufen platschten. Und als die Musik aus war, schaute ich den Menschen zu, wie sie aus der Kirche kamen und, als sie die nassen Stufen sahen, ganz erstaunt zum Himmel schauten. Mit Regen hatte nämlich niemand gerechnet. Sie standen da, ganz unsicher, ob sie gehen oder doch noch warten sollten. Und es wurden immer mehr Leute, die neugierig ihre Köpfe rausstreckten, nach draußen drängten und wieder zurückwichen. Alle in kurzärmeligen Hemden, in T-Shirts, Sommerkleidern und Sandalen. Und niemand, der nass werden wollte.

Dabei regnete es doch nur ein paar Tropfen.

Ich stand auf und schlenderte die Stufen herunter.

Und dann, als würden sie es mir nachmachen, kamen auch die anderen. Erst nur einer, dann ein Zweiter, schließlich der ganze Rest. Alle liefen sie, ihre Taschen über den Köpfen haltend, die Treppe runter, so als würde es faule Kirschen regnen. Ich hätte nie gedacht, dass in einem Chor so viele Leute sind und dass sie so viel Angst vor so wenig Wasser haben.

Zuletzt kam ein Junge ungefähr in meinem Alter, ein Junge mit abstehenden Ohren, mit denen er die Treppe hinuntersegelte. Er machte sich offensichtlich nichts aus Regen, denn er schaute nicht einmal nach oben. Dafür schaute er mich an, nur ganz kurz, ein schüchterner Blick, bevor er in den Martinsweg einbog.

Erst jetzt merkte ich, wie spät es geworden war. Ich hatte viel zu lange vor der Kirche gesessen und gelauscht und musste nun

schleunigst nach Hause. Und das hieß: auch in den Martinsweg, dem schüchternen Segelohrjungen hinterher.

Ich ging ein wenig langsamer, damit es nicht so aussah, als würde ich ihm nachlaufen. Ich laufe nämlich keinem Jungen hinterher. Weil wir aber gerade die einzigen Fußgänger in der gesamten Straße waren, sah es trotzdem danach aus! Blöderweise ging der Segelohrjunge dann auch noch in die Osterstraße. Was sollte ich machen? Ich musste weiter hinterher! Als er das merkte, drehte er sich um, und das war mir nun richtig peinlich.

Vor der Hausnummer 41 blieb er stehen. „Hast du kein Zuhause?“, fragte er.

„Doch!“, sagte ich und ging auf die andere Straßenseite. Hausnummer 44 war nämlich direkt gegenüber von Hausnummer 41.

Als ich vor unserem Eingang stand, drehte ich mich noch einmal zu ihm um. Mister Elefantenoehr starrte mich an und ich starrte zurück. Bevor wir in den Hauseingängen verschwanden, warfen wir uns noch gegenseitig ein paar Nettigkeiten an den Kopf.

Papa und Mama saßen schon beim Abendbrot; sie hatten mal wieder nicht auf mich gewartet.

„War's noch schön?“, fragte Mama.

„Ich hab einen Jungen kennengelernt, einen aus der Nachbarschaft“, sagte ich.

„Oh, das ist prima!“, sagte Mama. „Wie heißt er denn?“

„Weiß nicht! Ich hab ihn Vollidiot genannt und er mich dumme Ziege.“

Papa grinste und schmierte mir wortlos ein Erdnussbutterbrot mit Marmelade.

„Weißt du noch, wie wir uns kennengelernt haben?“, fragte er Mama.

In der Nacht wurde ich wieder wach. Ich ging ins Badezimmer, um einen Schluck Wasser zu trinken. Papa lag noch immer hinter der Waschmaschine und versuchte, den Wasseranschluss dicht zu kriegen. Aber das Wasser spritzte nur so heraus. Dann sagte er: „Keine Sorge, du träumst nur.“ Und ich träumte, wie die ganze Wohnung voller Wasser lief und dann auch das ganze Haus. Ich ging in mein Zimmer und sah vor meinen Füßen den rosa Plüschfrotteeteppich schwimmen. Ich schaute aus dem Fenster. Das Wasser lief in die Straße und stieg immer höher und höher, bis hinauf zu unserer Wohnung. Und dann sah ich Leonore direkt vor mir, Leonore, wie sie mitten im Wasser auf ihren Koffern saß und versuchte, mit einem Regenschirm nach Amerika zu paddeln.

„So krieg ich meinen Flieger nie“, seufzte sie. „Und bis Amerika brauch ich eine Ewigkeit.“

Sie kam einfach nicht vom Fleck, und ich spürte, wie traurig ich wurde. Und alles nur wegen Papa.



Von den paar Regentropfen am Nachmittag vor der Kirche abgesehen, schien seit unserem Umzug in die Osterstraße jeden Tag die Sonne. Das heißt, sie schien nicht, sie knallte vom Himmel, sie versengte die Haut und ließ den Asphalt auf den